

Predigt

Manfred Görg

Ein Afrikaner in Jerusalem¹

Eigenheit bedeutet doch, den ganzen Menschen zu sehen, während im allgemeinen bei anderen Einrichtungen nur ein Teilaspekt der Menschen „behandelt“ wird. Darüber hinaus sind die Letzteren auch noch an die Bedingungen ihrer Geldgeber gebunden.

Angesichts des Einsatzes und der Zusammenarbeit, wie sie in den O. T.s angestrebt werden, muß ihre Spiritualität wohl beinhalten, daß Menschen einander brauchen und daß die Hoffnung, die Nöte überwinden zu können, vor allem begründet ist in der Liebe. „Du wirst geliebt.“ Das ist die frohe Botschaft, die in den O. T.s bescheiden und mit „Fallen und wieder Aufstehen“ wahr gemacht wird. Das äußert sich nicht nur im Bemühen, jeden Menschen so zu akzeptieren, wie er ist, sondern auch im praktischen Einsatz für jeden einzelnen. Man vertraut darauf, daß Glaube, Hoffnung und Liebe sinnvoll wirken.

Im großen und ganzen scheinen die eigene Spiritualität und die eigene Identität der Amsterdamer O. T.s in der heutigen gesellschaftlichen Situation ein – wenn nicht einzigartiger – so doch ein nicht zu übersehender Faktor zu sein.

Zum Schluß

Dieser Artikel wirft wahrscheinlich mehr Fragen auf, als er beantwortet. Zum Beispiel: Werden die O. T.s und die örtlichen Glaubensgemeinschaften auch künftig, trotz der unsicheren finanziellen Verhältnisse, ihren Bund erhalten können? Wird von der O. T.-Arbeit ein heilsamer Einfluß ausgehen können auf die Kirchengemeinden, in denen vielleicht zuviel Wert auf Wort und Liturgie gelegt wird? Wie wird sich die Zusammenarbeit zwischen O. T.s und nichtkirchlichen Instanzen auf die Identität der O. T.s auswirken? Wie kann man überhaupt solche Identität auf längere Zeit garantieren, wenn immer mehr Leute aus nichtkirchlichen Kreisen sich für diese Arbeit einsetzen?

Dennoch: Alle diese Fragen können nicht verhehlen, daß wir die O. T.s sehen in der christlichen Tradition, in der seit Jahrhunderten Gläubige immer wieder aufs neue nach Formen kirchlicher Präsenz und kirchlicher Hilfeleistung in der Gesellschaft suchen.

(Übersetzung: Titia de Jong, Haarlem)

Die Busfahrt zu meiner Dienststelle führt mich an einem sogenannten Asylbewerberheim vorbei. Ich konnte die Entstehung dieser Anlage – man sagt wohl auch, nicht weniger euphemistisch, „Asylantenwohnheim“ oder dergleichen dazu – verfolgen, im nicht sonderlich bevorzugten Münchener Norden, an der „Triebstraße“, einen Steinwurf von einem Bordell entfernt . . . Nein, auf den ersten Blick keine gutbürgerliche oder hochanständige Adresse. Und die Anlage selbst: in Fertigbauweise hochgezogen, zwei doppelstöckige Gebilde aus aufeinandergesetzten Wohncontainern – ein durchaus verräterisches Wort –, mit Außenaufgängen versehen, grün angestrichen, so, als sollte es wohl Hoffnung suggerieren – oder wollte man an die „Farbe des Propheten“ (Mohammed) erinnern? Vor allem aber: in respektvoller Entfernung von Häusern und Wohnblöcken des Stadtteils, abgegrenzt durch einen mannhohen Zaun, nicht auf den ersten Blick sichtbar, aber sicher wirksam, dazu durch einen aufgeworfenen Erddamm, ganz gewiß zum „Schutz“ der „Gäste“ aus dem Ausland. Man muß ja, so scheint es, die Bewohner des „Heims“ vor Provokateuren bewahren, man hat ja nichts gegen sie, diese Ausländer, aber es gibt ja immer welche . . ., wie mir eine Frau gestern noch sagte, die mir bei meiner Aussprache (ich bin Westfale) nicht recht glauben wollte, daß ich Deutscher sei („So, wie Sie sprechen . . .?“). Meist sind es Afrikaner, die in den Bus einsteigen oder ihn verlassen, fast immer ganz junge Leute, hineingeworfen in eine Ghettoexistenz.

Der Blick löst Assoziationen aus. Nur wenige Kilometer von hier liegt Dachau, ein Ortsname, den man zum Leidwesen der Bewohner wohl unwiderruflich mit dem KZ in Verbindung bringen wird. Daran wird sich nichts ändern, wenn mir auch noch vor eini-

¹ Der Beitrag erscheint auch in einem Band zum Thema „Wir alle sind Fremde. Predigten gegen Haß und Gewalt“, hg. von M. Langer, Regensburg 1993. Dem Herausgeber danke ich herzlich für die freundliche Genehmigung zum Vorabdruck.

ger Zeit auf der „Dachauer Straße“ Münchens der Besitzer eines Ladens, den ich betrat, um mich über faschistische Literatur im Schaufenster zu beschweren, brück und mit kaum verhüllter Drohgebärde erklärte, es sei überhaupt niemand in Dachau gefoltert worden . . . Ein Besuch auf dem heutigen Gelände macht es trotz der nur teilweise erhaltenen Baulichkeiten unübersehbar: auch dort die nacheinander gestaffelten, „ordentlich“ konstruierten „Wohnbaracken“, die wohlgesicherte Ausgrenzung von den Siedlungsbereichen usw. Nein, wird man dennoch sagen, das ist doch vollkommen unvergleichbar. In Dachau ist doch tatsächlich in schlimmster Weise die Menschenwürde verletzt worden, Priester und Polen, Polen und Priester (von den Juden und Zigeunern redet man in Bayern nicht so engagiert) sind gemartert worden und umgekommen. Schaut doch dagegen, wie fröhlich diese Schwarzen sind, wenn sie abends mit ihren Neuerwerbungen aus bundesdeutscher Produktion den Bus verlassen und locker ihrer so säuberlichen, in frischem Grün strahlenden Unterkunft zustreben! Niemand quält sie, sie dürfen sich sogar eine Menge herausnehmen – aus und in dieser Gesellschaft . . .!

Wirklich unvergleichbar? Ist die Distanzierung nicht minder brutal, die in einem gefälligen Gewand daherkommt? Wird nicht in sublimierter Weise genau dies wieder aktualisiert, was damals zur physischen Entledigung geführt hat, im wohlverstandenen Interesse einer in Wahrheit desinteressierten Öffentlichkeit? Was hindert uns denn, den Ausländer wie einen Gast bei uns wohnen zu lassen, in Wohnungen, die ihre Bezeichnung verdienen, in allernächster Nachbarschaft, wirklich bei uns und mit uns? Nicht in Unterkünften, denen gegenüber periodische Baubaracken bei Großbauten an der Dachauer Straße einen viel gefälligeren Eindruck machen, sondern dort, wo sie sich nach ihren und unseren Maßstäben aufgenommen wissen können, wenn sie schon nicht in dieser für sie fremdartigen und egoistischen Welt im „Herzen“ Europas „heimisch“ werden können.

Da fällt mir der schwarze Ebed-Melech ein, ein Ausländer am königlichen Hof in Jerusalem, als Diener in einer Zeit beschäftigt, die von einer kämpferischen Auseinanderset-

zung zwischen Ost und West geprägt war, wo Juda/Jerusalem im Spannungsfeld der Interessen der Babylonier im Osten und der Ägypter im Westen stand und kurz vor der Katastrophe der endgültigen Deportation und des Exils. Dieser Mann, ein Kuschiter, d. h. ein Äthiopier, ein Afrikaner also, ist nun Zeuge der Ausgrenzung eines prominenten Einheimischen, des Propheten Jeremia nämlich, den man wegen seiner zeit- und kulturkritischen Äußerungen, ja auch wegen seiner pazifistischen Aktivitäten loswerden wollte und in eine Zisterne werfen ließ, um ihn dort vor Hunger umkommen zu lassen. Genau dies beobachtet Ebed-Melech, er bleibt aber nicht bei der Zuschauerrolle, er ergreift die Initiative und macht seinen königlichen Dienstherrn auf die Untat aufmerksam. Tatsächlich findet er beim ansonsten recht schwächlich dargestellten König Zidkija Gehör und Genehmigung zu einer Hilfsaktion. Und wieder ergreift Ebed-Melech die Initiative. Aus dem königlichen Vorratshaus holt er abgetragene Kleider und gewegeworfene Lumpen und – hören wir den Text selbst:

„Er ließ sie an Stricken zu Jeremia in die Zisterne hinunter. Dann rief der Kuschiter Ebed-Melech Jeremia zu: Leg die Stücke der abgelegten und zerrissenen Kleider in deine Achselhöhlen unter die Stricke! Jeremia tat es. Nun zogen sie Jeremia an den Stricken hoch und brachten ihn aus der Zisterne herauf“ (Jer 38,11–13).

Der Text läßt die Sympathie deutlich spüren, die der Erzähler für den alten und geschwächten Jeremia empfindet; unverhohlen ist aber auch die Parteinahme für den schwarzen Ebed-Melech, der den Mut zur praktischen und rücksichtsvollen Hilfeleistung aufbringt. Damit setzt er die anderen Jerusalemer ins Unrecht, die bei der Mißachtung der Menschenwürde beiseite stehen, teilweise sogar aktiv daran mitwirken, eben die Bürger der Stadt, die es eigentlich hätten besser wissen sollen, die sich eigentlich am „Grundgesetz der Liebe“ hätten orientieren müssen, wie es kurz zuvor in einer fundamentalen Reformbewegung, gestützt von König Joschija, nahegebracht worden war. Es ist dies das gleiche Gebot der Nächsten- und Gottesliebe, das viel später ein Reformers namens Jesus seinen Zeitgenossen erneut einprägt.

Ausgerechnet ein Afrikaner also, dazu jemand, der durch seine ethnische Verwandtschaft mit den Äthiopiern gewisse Erinnerungen an eine nicht weit zurückliegende Zeit heraufbeschwören konnte, in der äthiopische Herrscher in Ägypten das kleine Land Juda mit der Stadt Jerusalem zum politischen Selbstschutz und als militärisches Bollwerk gegen den assyrischen Feind im Osten ausnutzen und mißbrauchen wollten. Der König Hiskija war damals – wie assyrische Nachrichten sagen – wie ein „Vogel in seinem Käfig“ eingeschlossen worden, als die Assyrer auf die provozierende Lage antworteten. Nein, die Afrikaner waren bestenfalls geduldet, aber gewiß nicht geachtet.

Ein Fremder, der den Jerusalemern den Spiegel vorhält, ein „Samariter“ des Alten Testaments, der nicht für einen Menschen gleicher Herkunft Partei ergreift und ihm humanitäre Hilfe zukommen läßt, sondern für einen alten Mann eintritt, der in diese Gesellschaft hineingeboren, von ihr aber abgeschrieben wurde. Und das angesichts eines öffentlichen Bewußtseins, daß die Stadt nach ihrer spektakulären Rettung vor den Assyrern doch ihre unvergleichliche Position vor aller Welt auf Brief und Siegel bestätigt bekommen hätte!

Auch Israel tat sich schwer mit den Fremden. An der Stellung zum Fremden konnten sich die Geister scheiden. Angst vor dem Verlust der eigenen Identität, Furcht vor einer Relativierung des Gottesglaubens ließen in Israel konservative Parteien gegen jede Kontaktnahme mit Ausländern votieren, besonders gegen Heiratsverbindungen mit Angehörigen der Nachbarvölker. Hier wollte man kein Pardon gelten lassen, ging es doch nach Ansicht dieser Grundströmung um eine vermeintliche Verpflichtung Israels, das eigene Haus freizuhalten, um vor der Geschichte und Jahwe, dem Gott der Geschichte, zu bestehen. Scheu vor angeblich zerstörerischer Überfremdung – das ist ein Motiv, das viele Juden und nicht nur Juden seit jeher immer wieder davon Abstand nehmen ließ, sich in fremde Gesellschaften zu integrieren oder integrieren zu lassen. Darin macht also auch Israel keine Ausnahme von allen anderen Völkern, die ebenfalls unter allen Umständen am Anspruch auf eine ureigene „nationale Würde“ und Tradition festhalten wollten und wollen.

Und doch kennt auch Israel offizielle und inoffizielle Tendenzen, die das Volk und seine Repräsentanten auch in den Kreis der Nachbarn in der damaligen Welt einführen wollten, die der internationalen Diplomatie eine Chance gaben, die daran interessiert waren, auch Israel aus dem Schattendasein und aus einer selbstgewählten Isolation herauszuleiten, am Kulturleben altehrwürdiger Nationen in der Nachbarschaft teilnehmen zu lassen, ein Leben des Austausches mit allem Lebendigen ringsum zu gewähren. So gab es in Juda/Jerusalem eine Partei, die es besonders mit dem westlichen Ausland hielt. Gerade zur Zeit Jeremias hatte die Ägypterpartei unter den Politikern an Einfluß gewonnen, ohne entscheidendes Gewicht zu gewinnen. Immerhin schaffte sie es, das Ansehen Jeremias in der Öffentlichkeit herabzusetzen.

Deswegen ist das Engagement des Schwarzen Ebed-Melech so vielsagend und überzeitlich beispielhaft. Es beschämt die alteingesessenen Traditionalisten in Jerusalem genauso wie die radikalen Progressisten. Ebed-Melech tut etwas Überparteiliches, etwas augenfällig Humanes, das sich von nationalistic Rivalität abhebt. Er ist einfach Mensch, der menschlich am Mitmenschen handelt. Ihm ist der Fremde der Nächste. Der Erzähler unserer Episode aus dem Leben des alten Jeremia scheut sich nicht, die liebevolle Fürsorge des Ausländers am bedürftigen Inländer nachdrücklich ins rechte Licht zu setzen.

Zu solcher Menschlichkeit dem Fremden gegenüber bedarf es keiner Ideologie. Ebed-Melech steht für den Ausländer, dem elementare Humanität entströmt, der eine Gesellschaft aufstört, in der das Ethos zum Spielball von Interessen geworden ist, von Egoismen einzelner und von Gruppen. Dabei ist doch gerade in dieser Gesellschaft das Reformprogramm entwickelt worden, das dem Fremdsein einen unvergleichlichen Kredit gibt, das Israel sich zum Fremdsein bekennen läßt, weil es selbst Fremdheit im Ausland erlebt haben will. Doch dieses Programm ist weithin eine Utopie geblieben, wie für die Christen die im Prinzip gleichlautende Bergpredigt eine Utopie geblieben ist. Dennoch ehrt es Israel, daß es dem landfremden Schwarzen aus Afrika einen Platz

unter den Wohltätern der Menschheit gesichert hat.

Im Gesicht des Schwarzen, der in „meinen“ Bus einsteigt, der sich so angelegentlich mit seiner deutschen Nachbarin unterhält, der älteren Menschen und Mitbürgern mit faszinierender Spontaneität behilflich ist, sehe ich plötzlich das Gesicht des Ebed-Melech, eines Menschen, der sein Menschsein nicht für sich behält, sondern mit mir teilen möchte.

Rückschau

Anne Kurlemann

Rückmeldung zum Themenheft Männer

Die Autorin war eingeladen worden, am Schwerpunktheft „Männer“ (Diakonia Heft 3, Mai 1993) mitzuwirken und einen Beitrag über das neue Zu- und Miteinander von Männern und Frauen in der Pastoral zu schreiben. Sie hat diese Einladung mit der Begründung abgelehnt, daß in einem solchen Heft vor allem die Männer zu Wort kommen und auch ihre Sicht des Miteinanders von Frauen und Männern darlegen sollten. Sie hat sich aber bereit erklärt, zum Heft selbst dann aus der Sicht einer Frau Stellung zu nehmen. red

Um es vorweg zu sagen: Ich habe diese Nummer mit wachsendem Interesse gelesen (und sie bereits Männergruppen zur Unterstützung ihrer Auseinandersetzungen empfohlen).

Bereits der einführende Artikel von P. F. Schmid greift verschiedene Fragestellungen und Verunsicherungen des Themas „Männer“ für Männer auf und beschreibt das breite Spektrum, das diese Fragestellung berührt, deutlich und gleichzeitig zurückhaltend, aber: genau das hat mich neugierig gemacht.

Durchgängig ist mir eine sensible Sprache aufgefallen, auch in den red-Einführungen, die spüren läßt, daß man das Thema eigentlich nicht einfach abhandeln kann, sondern

Stellung beziehen muß. Das damit verbundene (eigene) Suchen findet Ausdruck in offenen, einladenden Formulierungen.

Bei aller Behutsamkeit bin ich froh über den Artikel von G. Fuchs, der m. E. die radikale und zentrale Herausforderung dieses Themas formulierte, nämlich den Mut, „konsequent von sich auszugehen“ (S. 162) und das Anderssein zu behaupten und zu leben. Er beschreibt deutlich die Konsequenzen dieser analytischen Reflexion für das Denken, Arbeiten, Fühlen als Priester-Mann in der Kirche, benennt die Versuchungen des derzeitigen Männerbildes bzw. die „Männerfallen“ (S. 164 ff) und deutet an, was es für theologisches Denken heißt. Seine Zusammenfassung: „In der Tat: Geschlechterkampf aus Liebe, zwecks wechselseitiger Ermutigung zum je Eigenen, mit entschiedenem Lob des Unterschieds und Lust auf Andersartigkeit. Dogmatisch steil formuliert, ist just dies das Werk des Hl. Geistes von Urzeiten an.“ (S. 169) präsentiert die Dynamik in der neuen Auseinandersetzung und im neuen Miteinander von Frauen und Männern und zeigt es als einen zwar verunsichernden (für beide Geschlechter), mühevollen, aber spannenden Weg. Das wird in den anderen Grundsatzzartikeln unterstützt: Besonders interessant fand ich die beiden biblischen Beiträge, die aufzeigen, welche Forschungserkenntnisse vorgestellt werden können, wenn solche neuen Denkansätze erlaubt sind.

Eine gute Ergänzung sind die Beiträge aus dem Vergleich mit der Entwicklung von Frauenbildern in gesellschaftlichen Kontexten und aus dem Alltag: Sie zeigen, in welchen kleinen Schritten sich Veränderungen vollziehen; man muß sich für sie öffnen, sie als Fort-Schritte verstehen wollen, weil sonst könnte man auch resigniert fragen: Mit solchen kleinen Schritten geben wir uns zufrieden? Und diese Beiträge machen unübersehbar, daß neues, verändertes Verhalten von Männern und Frauen ausprobiert werden muß, mit viel Verständnis füreinander. Anregend las sich der Bericht über das Generalkapitel der Dominikaner und seiner Konsequenzen für den Orden; den Männerorden . . . vielleicht doch wieder zu einer „Dominikanischen Familie“ zu entwickeln. Da „Diakonia“ den Fokus auf Entwicklungen in der Kirche lenkt, hätte ich mir gewünscht, daß es einen Artikel über das Ar-